

Eine verspätete Vernissage der Moderne

Autor(en): **Medici-Mall, Katharina / Zschokke, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **71 (1984)**

Heft 9: **Madrid**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-54273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine verspätete Vernissage der Moderne

Ein Neubau für die juristische Fakultät der Universität Wien fordert die Postmoderne heraus

Die Postmoderne opponiert ...

Jürgen Habermas, der Maître penseur Deutschlands, erblickt in der programmatischen Trennung von Form und Funktion das wichtigste Merkmal der Postmoderne. Wie fast jeder Stil ist auch die Postmoderne aus Opposition zu den Scheusslichkeiten des vorhergehenden Stils entstanden. Habermas nennt drei Oppositionsgruppen: den trivialen Neohistorismus, der Warenhäuser schamhaft hinter mittelalterlichen Häuserzeilen versteckt; die Postmoderne nach der Definition von Charles Jencks, die sich durch ästhetische Chiffren ironisch von Problemen distanzieren, die sich mit Hilfe der Architektur allein nicht lösen lassen; und die Alternativarchitektur, welche die anonyme Architektur wiederbeleben und gleichzeitig die Lebensformen entdifferenzieren möchte. Alle drei sind defensiv und antimodern. Vor allem bemühen sich die Alternativen als einzige, wenn auch etwas hilflos darum, dem aggressiven Fortschrittsglauben in Wirtschaft und Staat zu begegnen, den sich die moderne Architektur von Anfang an zu eigen gebracht hat und gleichzeitig mit ihr auch folgerichtig unter Beschuss geraten ist. Mitgegangen, mitgehangen.

Das geschah bekanntlich am Ende der sechziger Jahre, als nicht ganz von ungefähr an den Hochschulen das Ventil zuerst hochging. Die Universitäten platzten aus allen Nähten, dieweil eine technokratische Verwaltung sich anmasste, dem Problem allein mit Zahlen beizukommen: Als «Beiträge zur Bedarfsbemessung wissenschaftlicher Hochschulen» betitelte man die Debatten von damals. Hochschulstandorte, Hochschulkapazitäten, bildungspolitische Gesamtperspektiven hiessen die Schlagworte, die sich zu Sätzen verdichteten wie: «Hochschulplanung ist Landesplanung.» Nachzulesen auch im «Werk» ums Jahr 1968. Vieles ging daneben.

Geradezu als kontinentales Debakel hat sich die Verlegung der Hochschulen an den Stadtrand erwie-

sen, angefangen bei der gigantischen Neugründung in Bochum bis zu den Teilverlegungen auf den Zürcher Irchel oder Höggerberg. Auch das «Interne Wachstum» bestehender Universitätsgebäude wie des Semperschen Polytechnikums ist fehlgegangen. Der Misserfolg im Zürcher Hochschulbau scheint irrsensibel chronisch zu sein, seit nun auch noch die letztmögliche Variante, nämlich ein neues Institutsgebäude anstelle eines alten, im Uni-Wettbewerb kläglich scheiterte.

... gegen die rücksichtslose Selbstspiegelung der Moderne

Dafür hat es in Wien geklappt. Zu Recht bezeichnete kürzlich der bekannte Architekturkritiker Dietmar Steiner den Neubau für die juristische Fakultät, von den Wienern kurz «Juridicum» genannt, als Highlight unter den Universitäts-Neubauten der Nachkriegszeit. Auch dieses Gebäude wurde Ende der sechziger Jahre konzipiert und entworfen, daran lässt der gläserne Koloss mit Recht keine Zweifel aufkommen. Was ihn jedoch weit über den Durchschnitt seiner Art- und Zeitgenossen erhebt, ist die Tatsache, dass von Anfang an die Weichen richtig gestellt worden sind. Als Standort wurde für diesmal nicht die grüne Wiese, sondern das Bankenviertel hinter der Börse in unmittelbarer Nähe der alten Universität und der Ringstrasse gewählt. Für die Postmodernen wäre infolge der Zugehörigkeit dieses Viertels zur Ringstrasse, diesem historischen Meisterwerk aus Stein, eine Steinfassade oberstes Gebot gewesen. Selbstverständlich besass auch der Vorgängerbau, eine Randbebauung u.a. von Emil Ritter von Förster, eine Hausteinfassade. Glas und Eisen waren an der Ringstrasse dagegen die Materialien für hinter den Kulissen in Form der überaus abwechslungsreichen Lichthöfe oder Oberlichtsäle, allen voran in Theophil Hansens Parlamentsgebäude. Hiesmayr scheut sich also nicht, das lichte Innere der Ringstrasse gegen aussen zu kehren und die technische Entwicklung an Ort zu Ende zu führen. Aussen und Innen, Form und Funktion sind hier nicht mehr oder noch nicht wieder zerlegbar. Die Frage heisst schon lange nicht mehr wie noch zur Ringstrassenzeit: «In welchem Stile sollen wir bauen?», sondern knapp und bündig: «Wie bauen?», das heisst welche Konstruktionen und welche Materialien für wel-

che industrielle Produktion, wie es die Brüder Rasch in ihrem gleichnamigen Buch von 1928 polemisch formulierten. Aber mehr noch als das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und zweifellos rücksichtsloser Selbstspiegelung der Moderne war der Wunsch, den Strassenraum freizulassen, was wiederum die Brückenkonstruktion und den Curtainwall zur Folge hatte. Hiesmayr entschied sich somit auch in typologischer Hinsicht für den Fortschritt, das heisst für die Weiterentwicklung dieser Bauaufgabe. Die monumentale Universität ist bekanntlich eine Erfindung des Historismus. Ihr bildungspolitischer Machtanspruch verkündet sich in der Palastfassade auf der Strassenseite, die eifrig verteidigte akademische Distanz im Innenhof. In Wien ist es der offene Arkadenhof, in München das wichtige Treppenforum zwischen zwei Strassen und in Zürich der eindrückliche Lichthof und ehemalige Antikensaal von Karl Moser. Das Juridicum dagegen distanzieren sich nicht mehr. Das Erdgeschoss ist transparent, das natürliche Terraingefälle des Platzes geht durch das Gebäude hindurch. Die Schwellen zur Alma Mater sind endgültig weg, ob zum Guten oder Schlechten, bleibe dahingestellt.

... gegen den konstruktiven Funktionalismus

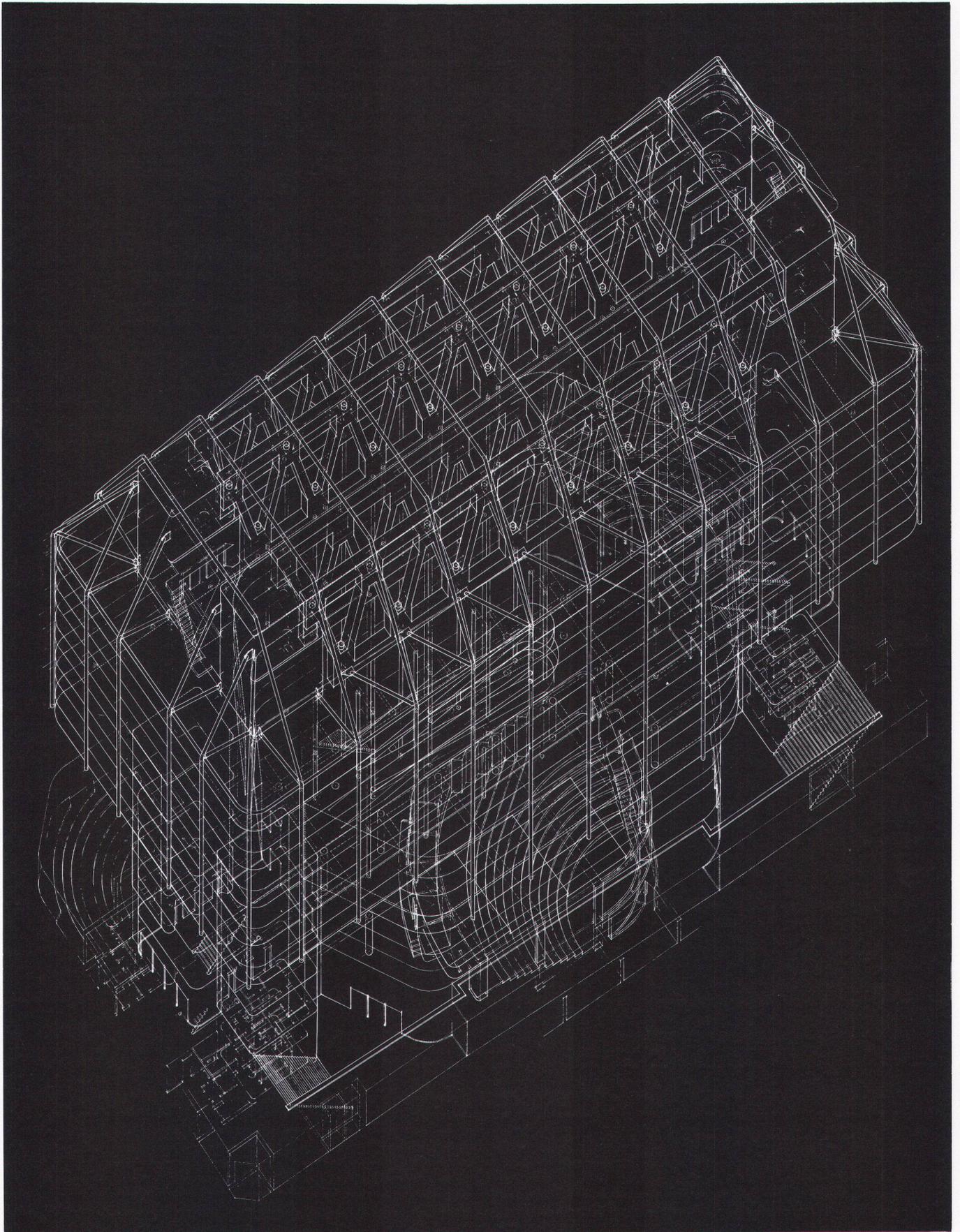
Das Hängen und Kragen der Obergeschosse und die Art, wie der Bau mit seinen vier massiven Betonpylonen von oben in eine Grube hineingestellt wirkt, erinnert an Projekte aus den Abc-Jahren der Moderne, zum Beispiel an das Projekt für die Petersschule in Basel von Hannes Meyer und Hans Wittwer aus dem Jahre 1926. Am Juridicum lassen sich einerseits massive, aus einer Grube nach oben strebende Elemente, andererseits skelettierte, von oben nach unten hängende Teile unterscheiden, die einander durchdringen und die der Besucher abwechselnd betreten kann. Der konstruktive Funktionalismus, der am Anfang des Entwurfs steht, wird durch die filigranen äusseren Hängestäbe verfeinert und zugleich verfremdet. Im Gegensatz zur Petersschule unterbleibt somit die Demonstration, dass die Geschosse von einer zirka 30 Meter hoch gemauerten Doppelbrücke mit 52,8 Meter Spannweite herabhängen. Man ahnt nur, dass die an den Gebäudestirnen weit ausladenden oberen vier Geschosse nicht nur kragen dürften, dafür ist die Ausladung zu

*Architekt: Ernst Hiesmayr, Wien
Ingenieur: Kurt Koss*

gross. Ähnlich dialektisch verhält sich die gestockte Oberfläche der vier Pylonen. Abweichend vom gewohnten Bild des schalungrohen oder schalglatten Betons erscheinen sie massiger, wobei die gerundeten Ecken das Volumen noch betonen. Der Eindruck grosser Dickwandigkeit entsteht, ungeachtet der Tatsache, dass sie Aufzüge, Treppen, Installationsräume und kleine Nebenräume enthalten. Dass die Fugen der Schalungen noch durchscheinen, schwächt die Wirkung der Nachbearbeitung wieder ab. Die gestockte Betonoberfläche ist in der Materialwirkung den verwitterten Zeugen früherer Stampfbetonbauten in Steinbrüchen und Industrieanlagen verwandt. Das Sedimentgestein Nagelfluh, ein strukturell mit Beton verwandter Naturstein, sieht ähnlich aus. Paul Bonatz liess einige seiner Stampfbetonbrücken mit dem Stockhammer bearbeiten, «um das innere Wesen des Betons hervorzuholen». Dieselbe Materialwirkung besaßen übrigens auch die Eckpylone der AEG-Turbinenhalle von Peter Behrens, die sich bekanntlich rasch funktionalistische Kritik einhandelten.

Der Raster der Hängestäbe ist mit 6,6 Metern eher eng, trotzdem beeinflusst er die innenräumliche Gliederung dank der geringen Durchmesser der zudem noch weiss gestrichenen Stahlrohre wenig. Der enge Fensterraster postuliert eine Unabhängigkeit vom Raster der Primärkonstruktion, unterstützt durch die halbversetzten äusseren Hängestäbe. Dieser Massstabssprung gibt der Hülle Eigenständigkeit. Ihre Lage ist aber auch nicht zufällig irgendwo an den Rändern von Rasterfeldern; ihr «architektonischer Ort» wird bestimmt durch die besondere, um eine halbe Achse versetzte Ausbildung der Primärkonstruktion am Gebäuderand. Ein besonders schöner Raumeindruck erfolgt beim Heruntersteigen vom dritten ins zweite Obergeschoss. Der gerade Treppenlauf führt auf einen an drei Seiten verglasten Treppenabsatz, wo man sofort die Verkleinerung des Grundrisses bemerkt. Das Kragen noch im Gedächtnis, tritt man an die Fenster, mit der Nachbarfassade recht nah vor Augen, und dem Gefühl, in einer Luftschiffkanzel über dem Platz zu schweben. Ein Geschoss darunter ist es weg, der Treppenabsatz ist jedoch gleich gross.

① Axonometrie der konstruktiven Struktur





2



3

Die Suche nach typologisch, in bezug auf das statisch-konstruktive Primärkonzept verwandten Gebäuden führt zurück in die sechziger Jahre zu P.L. Nervis Papierfabrik Burgo bei Mantua (1961–1963), Louis I. Kahns Projekt für ein Bürohochhaus in Kansas City (1961–1963) und Karl Schwanzers BMW-Hochhaus in München (1970–1973). Gemeinsam ist allen Projekten eine ingenieurmässige Primärstruktur, die uns von der Brücke her geläufig ist. Die Umsetzung in einen Industrie-, Büro- oder Wohnbau ist unterschiedlich gehandhabt. Nervi bleibt noch beim Erscheinungsbild der Brücke. Kahn dagegen wagt, allerdings nur auf dem Papier, die Drehung zum Hochhaus, wo zuoberst ein Bogen die Fassadenlasten trägt; der Anteil der partiellen Megastruktur bleibt noch gering. Erst das BMW-Hochhaus, dessen vier zylindrische Gebäudeflügel an je einer Hängesäule vom Kopf des Kerns herunterhängen, weist durch sein stützenfreies Erdgeschoss deutlich auf die kragende Primärkonstruktion hin. Das Juridicum zieht die Summe aus allen drei Vorstufen.

Fast ebenso gewagt wie die Konstruktion des Juridicum ist sein inhaltliches Konzept, welches das Jusstudium zu reformieren trachtet. Anstelle des in Österreich und übrigens auch in Deutschland üblichen Paukerstudiums soll wieder ein Studieren an der Universität treten. Das Raumprogramm hat der Architekt zusammen mit dem Dekan, Professor Günther Winkler, konzipiert. Wie einst im Semperschen Polytechnikum sind auch im Juridicum die vielfältigen Funktionen architektonisch in hierarchischer Abfolge klar auseinandergelagert, nun nicht mehr in einzelnen Gebäudeflügeln, sondern in Stockwerken übereinander. Im durchlässigen Erdgeschoss befinden sich die Kommunikationsräume wie Hörsäle im Untergeschoss, Foyer im Erdgeschoss und Cafeteria im Mezzanin; im 1. und 2. Stock folgen die Verwaltung und das Dekanat, darüber das Geschoss für die Studienanfänger und im 4. bis 6. Stock die Institute und ihre Bibliotheken. Endlich wieder einmal ein Universitätsgebäude, wo das Buch im Zentrum steht: je vier Institute gruppieren sich um eine Handbibliothek herum. Eine grosse Anzahl von Fensterarbeitsplätzen am Rande der Bibliotheken soll die Studenten vom Heimstudium weglocken. Ohne die Möglichkeit, trotz Klimaanlage die Fenster öffnen zu können, wäre das wohl nicht so einfach.

Zuoberst befindet sich das Dozentenfoyer, eine imposante Wandelhalle über den Dächern der Wiener Innenstadt. Die wegen der Klimaanlage und herabgehängten Decke nur bis zur halben Höhe sichtbaren Raumtragwerke geben dem Raum ein von der Technik dominiertes Gesicht.

... und dennoch verdienstvoll modern

Die «*idée générale*» dieses Gebäudes leitet sich von der engen städtebaulichen Situation ab: die offene Universität im Sockelgeschoss und darüber ihre einfache hierarchische Gliederung. Dem ordnet sich die Konstruktion dienend unter. Nicht das «*Computer Aided Design*» (CAD), sondern die rationale Theorie des Franzosen Jean-Nicolas-Louis Durand (1760–1834) war hier der Ausgangspunkt. Das Resultat ist kein gläsernes Labyrinth, wie die kürzlich ebenfalls neu eröffnete Wirtschaftsuniversität über dem Wiener Josefs-Bahnhof, sondern ein übersichtlicher öffentlicher Bau in der rationalen Tradition des 19. mit der Technik des 20. Jahrhunderts. Bauwerke wie das Juridicum werden es dem Historiker in Zukunft erleichtern, die sechziger Jahre gnädiger zu beurteilen. Obwohl am Ende eines heute obsoleten Stils entstanden, der allerdings Kunst und Alltag wie keiner seit dem Klassizismus geprägt hat, ist das Juridicum im alten Sinne modern geblieben. Nach Habermas verdienstvoll modern: «*Aber aus allen diesen Oppositionen werden wir nur etwas lernen können, wenn wir eines nicht vergessen. In der modernen Architektur hat sich in einem glücklichen Augenblick der ästhetische Eigensinn des Konstruktivismus mit der Zweckgebundenheit eines strengen Funktionalismus getroffen und zwanglos verbunden. Nur von solchen Augenblicken leben Traditionen...*»*

* Jürgen Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*. «*Süddeutsche Zeitung*» Nr. 280, 5./6. Dezember 1981

- 2 Blick auf das Trägergeschoss
- 3 Ausschnitt der Fassade
- 4 Erdgeschoss
- 5 Obergeschoss
- 6 Trägergeschoss

Nachtrag zur Konstruktion

Die Primärkonstruktion des Gebäudes bilden vier zu zwei Paaren gestellte Eisenbetontürme, die fast 30 m über Grund zwei Stahlfachwerkträger von 52,8 m Spannweite tragen. Die kastenartigen Raumbauwerke sind torsionssteif. Von diesen Trägern hängen an Stahlrohren von 273 mm Durchmesser und 25 mm Wandstärke die Deckenkonstruktionen der darunterliegenden Geschosse herunter. Primär- und Sekundärträger der Decken sind aus Stahl, darauf ist, mit den Stahlträgern verbunden, eine Ortsbetondecke eingebracht. Vom Obergurt der beiden Kastenträger laufen Zugstangen diagonal zu den etwas dünneren Fassadenhängestäben, ein Druckstab wirkt zurück auf den Untergurt des grossen Trägers. An den Gebäudestirnen sind ähnliche Zugglieder an den Kronen der Betonkerne verankert. Diese Konstruktion erlaubt ein allseitiges Ausladen der Decken über die äussere Flucht der Betonkerne hinaus, 9 m an den Längsseiten und 7 m an den Schmalseiten. Haupteffekt des ganzen Konstruktionsprinzips ist das völlig stützenfreie Erdgeschoss und die dadurch mögliche freie Anordnung des grossen Hörsaals, der eine vorgespannte Ortsbetondecke aufweist. Durch den Verzicht auf eine massive Abfangkonstruktion konnte überdies ein Geschoss gewonnen werden.

Im Gebäudeinnern sind die Verbindungen zwischen Hängestäben und Deckenträgern über spezielle Rohrbolzenlager allseitig gelenkig. An den Aussenseiten wirken die Gelenke nur in der Gebäudequerrichtung. Die bautechnisch-konstruktiven Probleme infolge vielerlei Dilatation, Sonneneinstrahlung, Windkräften, wechselnder Belastungen usw. waren immens. Ein Beispiel: Die Sprossen in 60 cm Teilung der Fenster sind hohl. Sie führen in zwei Röhren Heizwasser. Der enge Raster wirkt als Heizfläche, Konvektoren können entfallen. Im Sommer wird das Wasser zum Kühlen eingesetzt. Das Mass der Anschluss- und Dichtungsprobleme lässt sich erahnen. Zum Brandschutz sind sämtliche offen gezeigten Stahlglieder der Primärkonstruktion, die Diagonalen des Raumbauwerks und die inneren und äusseren Hängestäbe, mit speziell aufbereitetem Wasser gefüllt, die Stahlrohre an den Fassaden enthalten ein Frostschutzmittel, und ihr Umlaufsystem ist überdies heizbar.

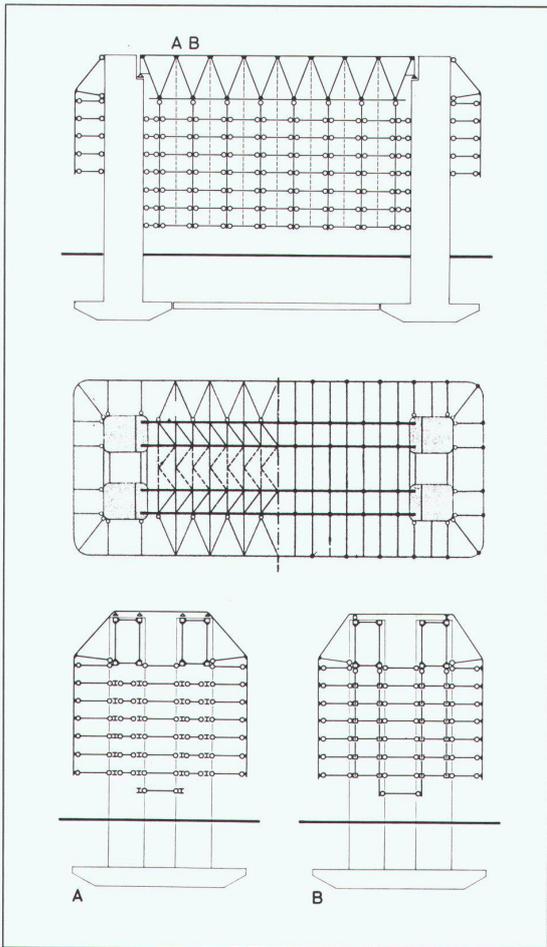
Katharina Medici-Mall und Walter Zschokke



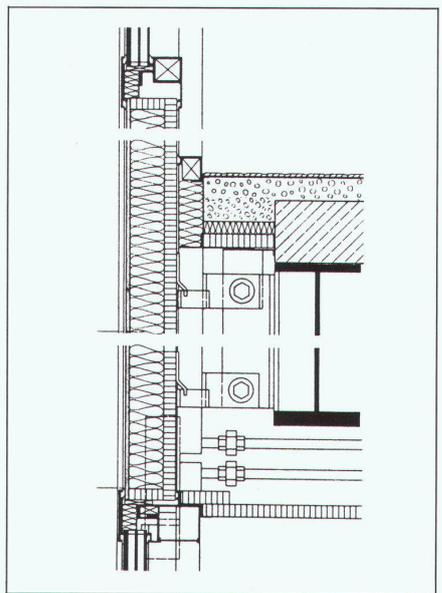
7



8



9



10

7 8
Montage der Stahlwerkträger

9
Statisches System

10
Vertikalschnitt der Fassade

11
Funktionsschema der Geschosse

12
Längsschnitt

13
Auflagerkopfpunkt der inneren Hängesäule, Umlenkungspunkt der äusseren Hängesäule und der Trägeranschlussknoten der inneren Hängesäule

Fotos: R. Winklehner, Wien (Abb. 2, 3)

